

Zeitschrift: Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles
Band: 4 (1947)
Heft: 1-2

Artikel: Über bibliophile Einbandtypen
Autor: Kretz, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-387563>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nicht beachtet werden. Wo dem Buche etwas Persönliches gegeben werden soll und kann, darf die Numerierung stattfinden. Das Anstandsgefühl des Verlegers, der Zweck und die besondere Art der Veröffentlichung sollen im Einzelfall entscheiden.

Mehr noch als die Numerierung geht die eigenhändige Zeichnung durch den Schriftsteller oder Künstler aus dem Widmungsgedanken hervor. Sie ist eine alte Sitte, deren Anfänge mit denen des gedruckten Buches zusammenfallen. So ist sie besonders bei den Humanisten gebräuchlich gewesen. Die Zeichnung aller Exemplare einer Auflage oder eines besonderen Teiles ist eine Sitte, die in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts gebräuchlicher wurde, als Parallelerscheinung zur Signierung graphischer Blätter durch die Künstler. Hierüber haben Richard Gutekunst und August Klipstein, die beiden bekannten Kunsthändler, in einer Untersuchung «About signed and unsigned original etchings, Bern 1921» festgestellt, daß die Übung in den achtziger Jahren aufgekommen ist. Auf Befragen der größten Sammler graphischer Blätter haben alle sich dahin geäußert, daß die Signierung für sie keinen besonderen Wert darstelle. So hat H. Naze by Harrington die ganze Absurdität der Höherbewertung eines signierten gegenüber einem unsignierten Blatte dargetan und erklärt, daß er ohne Zaudern ein gutes unsigniertes Blatt einem weniger guten signierten Abzug vorziehe. – Die Signierung bezweckt, einzelne Exemplare besonders auszuzeichnen. Geschieht dies in der Form einer Widmung durch den Autor, erhöht

sie zweifellos den Wert des Buches. Wie gerne sieht man in seiner eigenen Bibliothek Bücher, in denen bekannte Autoren handschriftliche Notizen oder einen Eigentumsvermerk angebracht haben. Auch hier aber muß man sich stets an den Zweck und Ursprung erinnern. Wenn sein Verleger aus Geschäftsinteresse alle Exemplare einer Auflage durch den Autor zeichnen läßt, so ist dies bei ihm und bei den Erwerbern eine Dekadenzerscheinung: Wer über Geld verfügt und keine Beziehung zu Künstlern oder Schriftstellern hat, will durch signierte Exemplare eine Widmung oder etwas Besonderes erwerben und anderen vortäuschen. Diese Art der Auszeichnung eines Buches wird zur Geistlosigkeit.

Es kommt besonders in Italien vor, daß große Ausgaben literarischen, historischen oder wissenschaftlichen Inhaltes von den Autoren eigenhändig signiert oder mit einem ihren Namenszug darstellenden Stempel, ähnlich der Banknoten, versehen werden. So ist das Werk Guglielmo Ferreros «Grandezza e decadenza di Roma» mit seinem Faksimilestempel versehen. Diese Signierung hat einzig den Zweck, das Exemplar als der Originalausgabe zugehörend zu bezeichnen.

Wann eine Signierung am Platze sei, entscheidet ebenfalls das Taktgefühl, der Zweck und Umfang der Auflage. Der Bibliophile möge sich durch Mätzchen nicht täuschen lassen und sich immer wieder an den eigentlichen Sinn eines Buches erinnern. Er soll diesen Gedanken rein erhalten und dafür sorgen, daß das Publikum aufgeklärt werde, damit die Verleger von geistlosen Unsitten absehen.

Emil Kretz | Über bibliophile Einbandtypen



Im Verlaufe der Entwicklung der abendländischen Buchkultur haben sich einige Typen des handgebundenen Buches herausgebildet, die für bibliophile Zwecke besonders geeignet erscheinen. Versuchen wir, ihre Vorteile und Nachteile abzu-

wägen.

Wir müssen uns zunächst klar sein, daß zwischen dem handgebundenen Buch und dem maschinengebundenen Massenprodukt weitgehende Unterschiede bestehen. Diese Unterschiede liegen wesentlich in der Ausführung, d. h. für beide Arten sind dieselben Materialien üblich, aber der Werdegang ist stark verschieden. Das handgebundene Buch – als Gebrauchsform gedacht – entsteht in sinnvollem Aufbau vom gedruckten Bogen aus; jede Einzelheit der Herstellung

schließt sich in logischer Folgerung den vorangehenden an, so daß ein festgefügtes und dauerhaftes Ganzes entsteht. Das maschinengebundene Buch – der in Massen erzeugte Verlagseinband – unterliegt aus technischen Gründen einer Zweiteilung: der aus den gedruckten und gefalzten Bogen gebildete Buchblock wird für sich fertiggestellt und nachträglich in eine vorbereitete Decke eingehängt. Hier ist die Verbindung zwischen Block und Decke eine sehr lockere: dieses Buch als Gegenstand ist nach kurzem Gebrauch unnützlich. Die Festigkeitsunterschiede kommen im Preise zum Ausdruck. Infolge des hohen Zeitaufwandes kostet auch das äußerlich bescheidenste handgebundene Buch ein Mehrfaches des maschinengebundenen, dessen Preis – auf das Einzelstück umgerechnet – lächerlich gering ist.

Ein handgebundenes Buch ist heute nur da wirklich zu verantworten, wo es sich um Bewahrung wertvollen Geistes- und Kunstgutes handelt, oder wo persönlich teure Beziehungen zum Inhalt bestehen. Es ist in diesem Zusammenhang ganz gleichgültig, ob wir uns für einen bescheidenen Pappband, einen des Zeitaufwandes wegen teuren Lederband oder einen Serienband entscheiden. In allen Fällen dürfen wir vom Buchbinder – sofern er dem Buch als Kulturwert überhaupt persönlich verbunden ist – beste Leistung in technischer und formaler Hinsicht erwarten: saubere Arbeitstechnik, einwandfreie Handhabung, instinktsichere, geschmackliche und formliche Gestaltung. Hüten wir uns hiebei vor billiger Effekthascherei und modischer Aufmachung. Bedenken wir, daß das Buch jahrzehntelanger Benützung dienen soll und daher von ganz anderen Erwägungen aus geformt werden muß als beispielsweise ein Damenhut. Vermeiden wir den üppigen Symbolismus. Halten wir uns vor Augen, daß der Buchbinder an bestimmte Werkzeuge und Techniken gebunden ist, mit denen nicht umgegangen werden kann wie mit dem frei geführten Zeichenstift. Erinnern wir uns, daß handwerkliche Technik und Sauberkeit auf ganz anderen Grundlagen beruhen als maschinelle Exaktheit. Dies und dergleichen mehr vor Augen, ist es möglich, von der Leistung unseres Buchbinders nicht enttäuscht zu sein.

Wir können im Rahmen dieser knappen Orientierung und Zusammenfassung nicht näher auf oft diskutierte Fragen und Einzelheiten ethischer, wirtschaftlicher und technischer Natur eingehen.

Wir haben uns darauf zu beschränken, die in unserem Sinne geeigneten Typen handgebundener Bücher kurz zu erläutern. Von anderer Warte aus betrachtet – z. B. von bibliothekstechnischer Basis aus –, ergeben sich selbstredend ganz andere Aspekte, die jedoch dem Nachstehenden nicht unbedingt entgegengesetzt sind. Wir müssen betonen, daß Sinn und Art des Gebrauchs die Gegenstandsform seit jeher und für immer so gleichwertig mitbestimmt wie Material und Konstruktion.

Aus der Fülle von über 30 Typen und Abarten handgebundener Bücher sind für bibliophile Zwecke nützlich oder üblich:

Die Interimbroschur oder französische Broschur,

das sorgfältig auf Register gefalzte, auf mindestens drei Band provisorisch geheftete, im Rücken nicht abgeleimte, allseitig unbeschnittene, mit einem am Vorderschnitt oder an allen drei Schnittflächen eingeschlagenen Papierumschlag versehene Buch. Es handelt sich um ein Provisorium von geringer Dauerhaftigkeit, aber vorübergehend genügendem Schutz für den Inhalt, sofern das Ganze in einen geeigneten Schuber eingesteckt ist. Der französischen Broschur muß stets am Anfang und Schluß des Textes je ein ganzer Bogen des Textpapieres beigefalzt werden, die der Buchbinder für die Herstellung der Vorsetze beim definitiven Einband benötigt. Fehlen diese Bogen, dann ist der Buchbinder gezwungen, aus seinem Vorrat bestgeeignetes Papier auszuwählen. Die Erfahrung lehrt aber, daß Materialunterschiede den Gesamteindruck stören.

Der Interims-Pappband,

der wie oben vorbereitete und ausgestattete Buchblock, in eine leichte bis schwere, mit Papier überzogene Decke eingehängt. Auch dieses in Serien hergestellte Provisorium ist allseitig unbeschnitten, der Blockrücken auf Band geheftet und nicht abgeleimt. Der Interims-Pappband – richtig ausgeführt und in abgepaßten Schuber eingesteckt – ist bereits wesentlich solider. Verständnissvoll benützt und aufbewahrt, schützt er den Inhalt jahrelang.

Der feine Pappband

Dieser für kleinformatige, wenig umfangreiche Bücher durchaus geeignete Einbandtyp ist defi-

nitiver Art: Die ersten und letzten Lagen werden im Falz mit feiner Falzleinwand oder unauffälligem, dünnem, zähem Papier verstärkt, dem Block ein geeignetes Vorsatz beigegeben, auf mindestens drei wenig aufragende Band geheftet, der Rücken abgeleimt, leicht gerundet, auf gewöhnlichen Falz abgepreßt und mit zähem, geschmeidigem Material mit Kleister überklebt. Der Pappband verträgt keine zu starke Rückenrundung, die das Buch plump erscheinen ließe. Oft finden wir bei leichten Pappbänden einen flachen, sogenannten «geraden» Rücken; er ist nicht zu empfehlen, da er beim Öffnen des Buches sperrt und die Lagen nach vorn «schießen». Angenehm wirkt eine Rückenrundung, die einem Fünftel des Kreisumfangs entspricht. Der Beschnitt des Pappbandes sei so knapp wie nur möglich, die Farbe des Schnittes gemäß dem gewählten Überzugpapier. Dieses sei diskret kleingemustert, möglichst kratzfest. Deckend pigmentfarbige Papiere (wie z. B. Kleisterpapier) sind ungeeignet. Schmale, kleine Pappbände können sehr wohl in präzise gearbeitete Decken eingehängt werden, schwerere Bücher lasse man auf angesetzte Deckel arbeiten. Um die beim Pappband vorhandene Gefahr des Einreißen der Rückenenden zu beheben, sollen sie mit geeignetem, wenig aufragendem, verstärkendem Material unterlegt werden, und zwar so, daß diese Verstärkung über die Falze auf die Deckel reicht. Die Verstärkung ist an den Rückenenden am fertigen Buch schmal sichtbar, d. h. das Überzugpapier ist an diesen Stellen ausgeschnitten. Es ist dienlich, für die Ecken eine Verstärkung aus dem gleichen Material vorzusehen. Als Titelschild eignet sich Papier mit Schwarzdruck oder Leder mit Gold- oder Blinddruck.

Der Pappband – sorgfältig und verständnisvoll ausgeführt – wirkt angenehm leicht, ja elegant und ist für wenig benützte Bücher genügend dauerhaft. Er verdient es, mehr gepflegt zu werden.

Der Halbpergamentband

Von den zwei Abarten dieses Einbandtyps ist der Halbpergament-Deckenband, auf im Falz durchgezogene Heftstreifen gearbeitet, für unsere Zwecke vorzuziehen. Die Einbandart ist ziemlich alt, jedoch längere Zeit nicht mehr angewandt worden. Sie ist für alle Formate geeignet, sofern der Textumfang nicht allzu groß ist. Auch hier werden die ersten und letzten Lagen des Buches

verstärkt, ein geeignetes, starkes Vorsatz beigegeben und der gut gepreßte Buchblock auf mindestens fünf Pergamentstreifen geheftet. Diese Streifen – 5 bis 7 mm breit zugeschnitten – sind auf dem Rücken so angeordnet, daß der Abstand von Streifen zu Streifen etwas größer ist als der Abstand von Streifen zu Buchschnitt. Der Halbpergamentband verträgt keine übertriebene Rückenrundung; sie muß im Gegenteil ziemlich flach gehalten sein. Abgepreßt wird dieser Einbandtyp wiederum auf gewöhnlichen oder schiefen Falz und der Rücken hernach gut überklebt. Die Schnittbehandlung richtet sich nach den Wünschen des Bestellers und wird abgestimmt auf das gewählte Überzugmaterial. Das Kapital sollte auf jeden Fall von Hand angestochen sein. Der Buchblock wird in die genau gearbeitete Decke mit genügend breit abgesetzten Deckeln derweise eingehängt, daß die Heftung etwa 1 mm neben der Rückeneinlage durch entsprechende Schlitze nach außen gezogen, in der Falztiefe nach innen zurückgeführt wird; die nicht allzu straff angezogenen Heftstreifen-Enden werden in die Deckel eingelassen und das Spiegelblatt des Vorsatzes mit Kleister angepappt. Beim Halbpergamentband wie überhaupt bei allen gepflegten Einbandtypen soll die überschüssige Feuchtigkeit durch entsprechende saugfähige Deckeleinlagen entfernt werden. Außer der Tatsache, daß durch diese kleine Aufmerksamkeit die Feuchtigkeit des Klebstoffes nicht übermäßig in den Buchblock eindringen kann – sie verursacht das Welligwerden des Papieres im Rücken –, vermeiden wir damit das stets häßliche Markieren der Materialeinschläge. Der Rückentitel ist zweckdienlich auf ein zum Überzug passendes Leder Schild zu setzen, da Gold auf Pergament nicht leserlich steht. Auch die lasierende Einfärbung des Titelfeldes ist geeignet. Da Pergament sich als klassisches Material für Beschriftung eignet, ist zur Abwechslung ein kalligraphisch wohlabgewogener geschriebener Rückentitel angenehm; man hüte sich jedoch davor, alle Pergamentrücken beschriften zu lassen, da dadurch die Buchreihe unübersichtlich wird. Der Halbpergamentband dieser Art ist wohl ein Deckenband; durch die zusätzliche Verschlingung der Heftung mit der Decke ist jedoch ein gutes und dauerhaftes Sitzen gewährleistet. Infolge der wesentlichen Mehrarbeit gegenüber dem gewöhnlichen Halbpergamentband ist dieser Handeinband etwas teurer.

Der Halblederband

Der Halblederband zählt kaum zu den für bibliophile Zwecke geeigneten Bandeindränden. Er soll hier kurz erwähnt werden, um bisweilen vorkommende, irrtümliche Auffassungen zu klären. Als Halblederband bezeichnet der Buchbinder einen auf gewöhnlichen oder schiefen oder seichten Falz abgepreßten, auf vom Falz abgesetzte Deckelgearbeiteten Einband, dessen glatter Rücken beledert ist. Sofern er auf doppelte Deckel gearbeitet ist, ist er außergewöhnlich solid und für stark benützte Bücher zu empfehlen. Dieser Doppeldeckel wird aus einem dünneren inneren und einem stärkeren äußeren Deckel gebildet, zwischen welche der Ansetzfalz des Buchblocks eingeklebt ist. Ein Halblederband dieser Art läßt sich nur bei Anwendung rohester Gewalt aus den Deckeln reißen.

Der Halbfranzband

Die Herkunft der Bezeichnung für diesen Band-einband-Typ ist noch nicht restlos abgeklärt. Eine Hypothese lautet dahin, die Bezeichnung gehe auf Franz I. von Frankreich zurück, um dessen Zeit diese Art Bucheinband eingeführt worden sei. Die Auffassung ist wohl irrtümlich, da lediglich am Rücken belederte Bücher schon viel früher nachgewiesen und erhalten sind. Eine andere Annahme glaubt, der Ausdruck sei um jene Zeit entstanden, als – von Frankreich her – der Rückentitel allgemein eingeführt wurde. «Auf französische Manier» bedeutete um 1650 in Deutschland z. B. einen Einband mit Rückentitel. Auch dieser Hinweis hinkt etwas, da schon hundert Jahre vorher vereinzelt Lederbände mit Rückentitel vorkommen.

Als Halbfranzband bezeichnet der Fachmann ein auf tiefen Falz angesetztes Buch, dessen Rücken beledert ist, gleichgültig, ob der Rücken glatt ist oder sogenannte Bünde aufweist. Beim Halbfranzband auf glatten Rücken finden wir den Buchblock auf mindestens vier Band oder auf aufgeschabte Schnur geheftet. Beim Halbfranzband auf echte Bünde gearbeitet, wird der Buchblock auf außerhalb des Rückens angeordnete, unpolierte Hanfschnur umschlungen geheftet. Die so organisch auftretenden wulstartigen Überhöhungen des Rückens werden auch am Rückenleder herausgearbeitet und bilden dort die für diesen Typ charakteristischen «Bünde».

Als Zwischending der beiden Arten – des einfacheren und billigeren Halbfranzbandes auf glatten Rücken und des komplizierteren, aber auch teureren Halbfranzbandes auf echte Bünde – ist der Halbfranzband auf falsche Bünde zu erwähnen. Die Zeit der dem Handwerk an sich gefährlichen Invasion der Arbeitsmaschine hatte allenthalben eine Vereinfachung, genauer ausgedrückt, eine Beschleunigung und Verbilligung der handwerklichen Techniken zur Folge. Man versuchte – was ein Unsinn ist! – der Konkurrenz der Maschine durch Abkürzung rein handwerklicher Arbeitsgänge zu begegnen. So erfand ein an sich intelligenter Kopf die Heftung auf «eingesägte Schnur», d. h. an Stelle des die Buchlage minimal beschädigenden, aber zeitraubenden Heftens auf umschlungene Schnur (des echten Bundes) sägt man von nun an quer über den Buchrücken Kerben, legt die Heftschnur in diese ein und kann nun den Zwirn einfach zwischen Falzbruch und Schnur durchziehen. Den unbedingten Vorteilen – rasches Arbeiten, glatter Rücken, gutes Aufschlagen – steht ein gravierender Nachteil gegenüber: die Lagen werden am Rückenfalz stark beschädigt. Wenn auch diese wenig sympathische Technik nicht einfach abzulehnen ist, so sollte sie doch bei bibliophilen Einbänden nicht angewandt werden. Als Folge dieser Heftart fehlen nun die charakteristischen Bünde; da der Bücherliebhaber aber nun einmal daran gewohnt ist und sie verlangt, werden über die glatte Rückeneinlage den Bündeln entsprechende Pappstreifen oder Lederriemen geklebt und hernach eingeleert. Für den Laien sind falsche Bünde, sofern sie geschickt gemacht sind, von echten kaum zu unterscheiden. Vom Standpunkt der Handwerksethik aus sind sie unbedingt verwerflich. Es geht nicht an, einfach den Weg des geringsten Widerstandes einzuschlagen, etwa im Sinne des Mottos: «Des Kunden Wille ist sein Himmelreich». Jeder dem Buch von Herzen verbundene Mensch wird unserer Aufklärung Gehör schenken und unseren Kampf gegen handwerkliche Unwahrhaftigkeit verständnisvoll unterstützen.

Von den preislich bescheideneren Einbandarten ist der sorgfältig ausgeführte Halbfranzband auf echte Bünde der charaktervollste, rasigste. Er wirkt bei sorgfältiger Zusammenstellung des Materials und guter Formgebung ohne Vergoldung. Die «luxuriösen» Halbfranzbände mit breit auf die Deckel greifendem Rücken und

großen Lederecken sind nicht schön; sie bedeuten lediglich eine Materialverschwendung.

Der Ganzpergamentband

Diese schöne Einbandart ist etwas gefürchtet, weil das stark hygroskopische Überzugmaterial jahrelang «arbeitet», d. h. die Deckel können sich auch bei sorgfältigster Herstellungstechnik werfen, in dem Sinne, daß das Pergament bei warm-trockener Luft Feuchtigkeit abgibt, also einschrumpft, oder daß es bei kalt-feuchter Luft Wasser aus der Luft aufnimmt und sich ausdehnt. Deshalb sollten Pergamentbände stets unter mäßigem Druck gehalten werden. Dies ist auch gut möglich, weil Pergament ein glattes, hornhartes, gegen Schürfen widerstandsfähiges Material ist. Es hält mechanische Beanspruchung besser aus als beispielsweise das weiche Leder. Vor allem die charaktervollen fleckigen und geäderten Kalbpergamente (Blutflecken, nicht ausgeblutete Haut von Kadavern) vertragen keine oder nur ganz diskrete, unauffällige Vergoldung; das Material wirkt am besten durch sich selbst. Der Pergamentband muß formal wohl abgewogen sein, er verträgt einen kräftigeren Deckel, nur schwache Rückenrundung, scharfkantig gearbeitete Einschläge. Als vermittelnder Übergang zwischen Block und Decke ist Goldschnitt in dunkelfarbigem Gold wohl geeignet, wobei allerdings auch der Rückentitel in Gold gedruckt sein soll. Wählt der Liebhaber Farbschnitt, dann sollte dieser leicht abgeglättet sein.

Der Ganzlederband

Als eigentlicher Prototyp des handgebundenen Liebhaber-Einbandes gilt der Ganzlederband. Es ist denn auch der Handeinband, an dem am meisten gesündigt wird. In Widersinn zu seiner vornehmsten Bestimmung, dem inhaltlich und Ausstattunglich wertvollen Buch entsprechender Behälter zu sein, wird er vom Buchbinder (aber oft auch vom Besteller!) gerne als Tummelplatz seines technischen Könnens und seiner künstlerischen Ambitionen gewählt!

In wirtschaftlich normalen Zeiten steht eine Menge feinsten Leder in reicher Farbenskala zur Verfügung, und nur diese Leder sollten für den Ganzlederband Verwendung finden. Als beson-

ders geeignet, dauerhaft und widerstandsfähig sind die echten Maroquinleder und Oasenziegenleder zu nennen. Die ersteren stammen von der Haut der gezüchteten Kapziegen; sie besitzen – durch Levantieren von Hand mit dem kufenförmigen, korkbelegten Levantierholz – einen groben, breitflächigen und harten Narben, der an großformatigen Büchern voll zur Geltung kommt. Besonders begehrt ist die französische Zurichtung, die in dauerhaften Färbungen ausgerüstet wird. Sie ist erkenntlich an der helleren Narbentiefe. Weniger wertvoll ist die englische Zurichtung, die einen regelmäßigeren und weichen Narben liefert und an der meist dumpferen und in der Narbentiefe gerne dunkleren Farbe erkenntlich ist. Beide Arten sind mit Sumach gegerbt (Blattgerbestoff, Weidenart), der auch heute noch der beste und edelste Pflanzengerbstoff ist. Die Oasenziegenleder stammen aus der Haut der zentralafrikanischen Zwergziege. Auch diese Leder sind durchwegs sumachgegerbt; der Narben wird nicht besonders herausgearbeitet und zählt zu den sogenannten Naturnarben. Da die Tiere frei herumstreifen, nimmt ihre Haut Schaden. Auch ausgesuchte Häute – wie sie für Ganzlederbände in Frage kommen – weisen kleinere solche Fehler auf, wie Heckenrisse, Mückenstiche, Schorfnarben usw.

Wenn der Ganzlederband gut und formlich schön gearbeitet ist – auch bei ihm vermeiden wir selbstverständlich die falschen Bünde und andere konstruktive Unwahrheiten –, dann dürfte die einfachste Wirkungssteigerung, sei dies nun Handvergoldung oder eine andere Schmucktechnik, gerade genug sein. Der Bücherfreund, der sich zu einem Ganzlederband entschließt, erwartet vom Buchbinder eine technisch sorgfältigste und geschmacklich zeitlos wirkende Arbeit. Dies bedingt weises Maßhalten in den zur Verfügung stehenden formalen Mitteln. Wir sind nicht der Meinung, daß jene Buchbinder, die den Ganzlederband als Selbstzweck einschätzen und demgemäß «gestalten» (oder noch viel mehr verunstalten!), auf dem rechten Wege sind. Die Gefahr, dem affig Modischen zu verfallen, ist immer dort vorhanden, wo die Vorstellung ernster Zweckbestimmung fehlt. Daß dieser Mangel beim Buchbinder leider nur zu oft auftritt, ist ein ganzer Fragenkomplex für sich und nicht mit ein paar Worten abgetan.